

---

## »Operative Ontologien«: Technikmaterialismus als *prima philosophia*?

Petra Gehring

### 1. Weshalb überhaupt? Zur Frage des gedanklichen Handlungsbedarfs

Zunächst zum Gegenstand der Überlegung, denn er erzwingt die Reaktivierung eines anachronistischen Begriffs.<sup>1</sup> Vielleicht hat es mit Orientierungswünschen zu tun, welche unter Zufallstiteln aus dem Alltag heraus an die Theoriebildung heranbranden, vielleicht deutet das Phänomen auch auf einen Überhang allgemeinplatzartiger – nämlich auf Dialogfähigkeit mit den *Sciences* ausgerichteten – Begrifflichkeiten in den Geisteswissenschaften hin, jedenfalls drehen sich heute in erstaunlichem Ausmaß forschende Suchbewegungen um »Ontologie« oder auch »Ontologien«. Der Plural ändert nicht den Wortsinn, wirkt aber aufgeschlossener. Zudem kommt er einem Computerjargon entgegen, der ohne methodisch ersichtliche Gründe in die Kultur- und Geisteswissenschaften einzuwandern scheint. In diesem pragmatischen Jargon meint *ontologies* schlicht regionale Weltmodelle, die man als praktizierende Informatikerin mitmodellieren muss, wenn man Programme schreibt.

Aus philosophischer Sicht schüttelt man freilich den Kopf. Der Titel Ontologie ist – soll es um Theorie gehen – zunächst einmal Kennmarke von Problemstellungen eines vormodernen Typs. Es geht um das Reich solcher Aussagekomplexe, die ernstlich Fragen nach »Seinsgründen« stellen oder nach Tiefenverankerungen von Erscheinungen (*ta onta*, »Seiendes«) im »Sein« und die solche Fragen auch im Sinne einer letzten Gewissheit beantworten wollen und sollen. Wer Ontologie betreibt, stellt also nicht bloß Was-ist-Fragen, das tun andere auch. Vielmehr stellt, wer Ontologie sagt, solche Fragen in der ungebrochenen Erwartung, es sei möglich, über Realität wahrhaft Auskunft zu geben – etwa, weil sie als Schöpfung/

---

<sup>1</sup> Der Beitrag reagiert auf die Einladung der *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* [ZMK], auf das Konzept der »Operativen Ontologien« von Lorenz Engell und Bernhard Siegert zu antworten. Ich werde im Folgenden den Text von Bernhard Siegert (siehe Anm. 7) diskutieren. Mein Dank gilt der ZMK, vor allem aber natürlich den beiden Autoren und Herausgebern für die Gelegenheit zu dieser Respondenz.

Geschaffensein, als Natur/Messbares, als Materie/Materialität oder auf andere Weise elementar erkennbar ist. Ontologie steht also für eine Kosmologie, die einem letzten Wissen sowie einem Einheitsbegriff, in dem die Welt des Erkennens sich gleichsam verwurzeln ließe, zugänglich ist. Der heißeste Seinsgrund-Kandidat für heute noch verbliebene Ontologien trägt seit der Zeit um 1900 übrigens den Namen »Leben«.

Kritiker setzen ontologisches Denken nicht selten mit metaphysischem Denken gleich. Tatsächlich ähneln sich die beiden Termini, lassen sich aber durchaus verschieden akzentuieren. Metaphysik, ein alter, wandlungsreicher Ausdruck, meint das Nachdenken über ein Dahinter, das sich dem Wahrnehmungs- und womöglich auch dem Erkenntnisapparat letztlich entzieht. Ontologie hingegen ist ein neuzeitlicher, seinerseits bereits transzendenzkritischer Programmbegriff und richtet sich durchaus gerade auf das Sinnfällige: Dinge, Sachen, Physik, also auf die materielle Welt.<sup>2</sup> Zugleich fehlt der Ontologie jeglicher problematisierende Zug. Wer Ontologie treibt, will fundieren, untermauert Gegenständlichkeit als Form und wendet Gegenstandsbegriffe seinshaft, setzt also nicht nur auf ein angebbar Letztes schlechthin, sondern auch auf dessen objektive Evidenz. Ob Kant oder Hegel, Marx oder Nietzsche – hiermit räumte die Philosophie der Moderne auf. Auch dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts Edmund Husserl – Siegert erwähnt ihn kurz – bei dem Versuch, die Phänomenologie als neuartige Wesenswissenschaft zu etablieren, von Ontologie sprach (und auch im Plural: von Ontologien),<sup>3</sup> war ein Rückgriff in dekonstruktiver Absicht. »Ontologien« sind das, was der Phänomenologie ausschaltet; und seine eigentlich deskriptive Arbeit, welche noch die formale Logik »in ›Klammer‹ zu setzen«<sup>4</sup> hat, will an den Widerständen ansetzen, die auftreten beim Versuch, dies zu tun. Ontologie ist also auch bei Husserl nicht Zielbegriff, sondern meint regionale, epistemisch zwingend erscheinende Fix-

<sup>2</sup> Als Teil eines christlichen Kosmos gilt allerdings gleichwohl: Entstehungskontext ist die neuzeitlich-aristotelische Schulphilosophie, vgl. Klaus Kremer/Ursula Wolf: *Ontologie*, in: Joachim Ritter u. a. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6, Basel 1984, Sp. 1189–1198.

<sup>3</sup> »Zu jeder regional abschließbaren Sphäre individuellen Seins, im weitesten logischen Sinne, gehört eine Ontologie, z. B. zur physischen Natur eine Ontologie der Natur, zur Animalität eine Ontologie der Animalität – all diese ob schon ausgebildeten oder allererst postulierten Disziplinen verfallen der Reduktion. Den materialen Ontologien steht gegenüber die ›formale‹ Ontologie [...], ihr zugehörig die Quasi-Region ›Gegenstand überhaupt‹. Versuchen wir, auch sie auszuschalten, so kommen uns Bedenken, die zugleich die Möglichkeit schrankenloser Ausschaltung des Eidetischen betreffen werden.« Edmund Husserl: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie* (1913) [= *Ideen I*], in: *Gesammelte Werke III/1* [= *Hua III/1*]. Den Haag 1976, S. 126.

<sup>4</sup> Ebd., S. 127.

strukturen, von denen man (als Seins-Setzungen sowie als Prinzip Seins-Setzung) sich gerade lösen sollte, und zwar zugunsten einer neuartigen Disziplin, die »reine« Immanenzgebiete auf explorativ-offene Weise »durchforscht«. <sup>5</sup> Ebenso hat Heidegger auf dem Weg über seine (zunächst so genannte) »Fundamentalontologie« hin zu »Seyn« und »Geviert« ein ontologie-kritisches Programm verfolgt. Und noch die sprachanalytische Binsenweisheit, der zufolge alle »Es gibt«-Aussagen (sowie Sprachen überhaupt) Sprachverwender an sprachrelative Existenzannahmen binden, bewahrt diese Skepsis: Einer Sprachpraxis mag Ontologie innewohnen, guter Theorie jedoch nicht.

Gegen eine naive Verwendung des Wortes wäre damit zu vermerken: Termini wie Technik, Medium oder auch Sprache und Text können ganz sicher als Grundbegriffe modernen Denkens fungieren. <sup>6</sup> Alle sind in sich reflexiv, man kann sie unter Metaphysikverdacht stellen, man kann ihre Funktionsweise analysieren, man kann sie zu dekonstruieren suchen oder was immer. »Ontologische« Fragen per se werfen »Medium« oder »Medien« aber nicht auf. Somit besteht eigentlich kein gedanklicher Handlungsbedarf, der das O-Wort auf den Plan rufen muss – es sei denn, man hält bereits mit der schieren Feststellung, dass es Medien *gibt*, eine irgendwie ontologiebedürftige Kette von Folgefragen für zwingend verbunden.

## 2. Im Stellwerk der Grundbegriffe: Probefahrt über vier Weichen

Es gibt Medien: So setzt tatsächlich auch Bernhard Siegert ein, der dann aber im weiteren Verlauf seines Textes eben nicht vom schieren Gegebensein der Medien ausgeht, sondern das O-Wort zückt. Er führt die »ontologische Degradierung« <sup>7</sup>

<sup>5</sup> »Die Phänomenologie ist nun in der Tat eine *rein deskriptive*, das Feld des transzendental reinen Bewußtseins in der *puren Intuition* durchforschende Disziplin. [...] Die formale Logik und die ganze Mathesis überhaupt können wir also in die ausdrücklich ausschaltende *epoché* einbeziehen und in dieser Hinsicht der Rechtmäßigkeit der Norm gewiß sein, der wir als Phänomenologen folgen wollen: *Nichts in Anspruch zu nehmen, als was wir am Bewußtsein selbst*, in reiner Immanenz *uns wesensmäßig einsichtig machen können.*« Ebd., S. 127. Zum späteren Schicksal dieses ambitionierten, aber in Schwierigkeiten laufenden Programms ließe sich eine Menge sagen, dies ist aber hier nicht mein Thema.

<sup>6</sup> Man mag sogar das alte Thema des Naturalen wieder aufwärmen, sofern man einen hinreichend differenzierten Naturbegriff im Ärmel hat (soll dieser nicht naturalistisch oder scientifisch verkürzt sein, geht es dann um schwierige Formen der Alterität). Grundbegrifflich scheinen mir Diskussionen über »Natur« oder gar »neue Natur« oder »zweite Natur« (und also Kultur) freilich eher unergiebig.

<sup>7</sup> Bernhard Siegert: Öffnen, Schließen, Zerstreuen, Verdichten. Die *operativen Ontologien* der Kulturtechnik, in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung 8/2 (2017), S. 95–113, hier S. 1 [alle Zitate aus diesem Text werden in runden Klammern im Haupttext nachgewiesen]. Der Text verwendet diese Wendung in advokativer Absicht. »Ontologische De-

der Medien ins Feld, um dann in mehreren Schritten zu einer Überlegung oder eigentlich wohl: zu einem Forschungsprogramm für die Kulturtechnikforschung zu kommen – eben zu dem, was dann »operative Ontologien« wären. Versucht Siegart Heidegger vom Kopf auf die Füße zu stellen? Jedenfalls rollt der Leser auf der Schiene ontisch/ontologisch los, um dann bald schon zu beschleunigen, weil eine Überbietungsbewegung folgt: Gehen soll es nun, in Anerkennung der ontologischen Problemstellung, um eine Art Ontik hinter der Ontologie; um eine Art Materialismus sowie darum, diesen zudem in einer Idee des Operativen abzufangen, in Prozessbegriffen zu fassen.<sup>8</sup>

## 2.1 Ontologie(n) im medienwissenschaftlichen Kontext

Philosophisch fragt sich vor dem eingangs skizzierten Hintergrund zunächst, mit welcher Stoßrichtung Siegart das Reizwort Ontologie nun einsetzt. Tatsächlich steht das Sein des Seienden in Rede, und dies zunächst differenztheoretisch gewendet: Kulturtechnikforschung setze, so ist zu lesen, »an die Stelle ontologischer Unterscheidungen das ontische Problem, die Unterscheidungen überhaupt hervorzubringen und zu stabilisieren«, und sie Sorge für »das Re-entry der ontisch-ontologischen Differenz ins Ontische«, denn in der Moderne sei das Sein des Seienden »unter die Herrschaft rekursiver, medialer Operationsketten gefallen« (S. 100).

Ob die terminologische Entscheidung ironisch gebrochen bleibt, »ontisch/ontologisch« durch ein latent Ontisches, das in der Moderne virulent wird, gleichsam zu verdoppeln (sowie durch eine ›-logie«, die genau dies dann diagnostizieren kann), ist aus Sicht der Leserin schwer zu sagen. In der Fundierungsbotschaft, es kehre das Ontische endlich zurück, steckt jedoch nicht nur eine historische These, sondern gegriffen wird auch – nennen wir es: zum Prinzip des ontologischen Primats. Siegart bremst also nicht in Sachen Differenz auf der Schwelle zum ontologischen Dual skeptisch oder erkenntniskritisch oder anderswie reflexiv ab, wie es auf ihre Weise medientheoretische Bezugsautoren wie Merleau-Ponty, Foucault und andere (auch Serres) taten, zugunsten beispielsweise in sich pluraler Horizont-

---

gradierung« meint also nicht Degradierung *durch* Ontologie, sondern Degradierung, sofern eine eigentlich vorhandene ontologische Bedeutung zu Unrecht verkannt wird. Postuliert wird so das Gebotensein einer Ontologie aus Rehabilitierungsmotiven heraus.

<sup>8</sup> Wie interessant es sein kann, einer solchen Intuition zu folgen – derjenigen also, ein Formenwandel der Operativität als solcher lasse sich analysieren –, kann man sehen bei Gabriele Gramelsberger: *Operative Epistemologie. Begriffstheoretische Studie zur Erkenntnis- und Formkraft der Mathematik*, Darmstadt 2015. Gramelsberger entfaltet ihr Thema mühelos ohne ontologische Rekurse.

begriffe von ›Welt/en‹, ›Ordnung/en‹ oder ›Gegenwart‹, die weder auf das Sein noch auf die Differenz reduziert werden müssten. Vielmehr lautet das Angebot augenscheinlich genau umgekehrt: Mit Heidegger geht man durch die Ontologie hindurch, um dann auf dem ontologischen Niveau selbst ein umso tiefgründiger realitätsstiftendes »Ontisches« freizulegen, das man zuvor nicht sah. In dem, was wir vor uns haben, steckt und bestätigt sich eine Seiendheit zweiter Stufe. Etwa »Schaltbarkeit« als das, was man beim Schalten nicht sieht, das aber anwesend ist, das also »waltet« oder »west«?

Ob nicht auch die Technik »walte« (S. 101), lautet eine rhetorische Frage im Text – was Heidegger weiterdreht, insofern sich das skizzierte Vorgehen weniger als »Verwerfung« (S. 96) denn als »Verschiebung der Dekonstruktion ontologischer Kategorien« (S. 100) bezeichnet. Nicht die ontologische Bewegung selbst, sondern nur die mit ihr verbundene Abkehr vom Ontischen scheint in der Kritik zu stehen.

Der entstehende »Technikmaterialismus« (S. 100) wäre dann aber ... ja was? Von der Praxisemphase der Post-Akteur-Netzwerk-Theorien grenzt Siegert sich in wünschenswerter Deutlichkeit ab (S. 101).<sup>9</sup> Stattdessen, fragt man sich, nun aber Materie? Wie das? Es finden sich drei Hinweise: Es gehe um »Schaltungen« im Sinne »allgemein operativer technischer Kopplungen«; als »Dispositionen des Seins« seien solche immer schon im Ontischen auffindbar – von daher: »Operative Ontologien« (S. 98).<sup>10</sup> Und schließlich: Es gehe um die Materialität von *Ontologisierungen*, zunächst in einem Gewährszitat von Winthrop-Young (S. 100), sowie um die »Übersetzung« von Form in Materie bzw. um »Diskurs und Materie« (S. 103).<sup>11</sup> Hierfür wiederum, so der abschließende Hinweis, hätten »Hybridobjekte« eine Schlüsselfunktion (S. 102) – womit der sehr schöne zweite Teil zu mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kultgegenständen beginnt. Vorhangdarstellungen in Reliquiaren und Stundenbüchern sowie Medaillons mit Abbildern der Königin: Was die Ontologien angeht, will Siegert hier nicht nur zeigen, wie Gebrauchsgegenstände eine mediale Praxis »programmieren« und »reflektieren«,

<sup>9</sup> »Auffassung der Dinge als Handlungen«, »Feier des Lebens der Dinge«, »Tendenz, dass Technik waltet...« Siegerts Kritik des lebensphilosophischen Zugs einer zur Weltanschauung hochtransformierten ANT würde übrigens in nicht unvergleichbarer Weise auch gewisse Spielarten des Deleuzianismus treffen.

<sup>10</sup> Der Text will so zugleich Kittlers Diktum »Nur was schaltbar ist, ist überhaupt« übersetzen (vgl. ebenda). Von ›Schaltung‹ zu sprechen, lässt freilich den modalen Unterschied verschwinden zwischen Schaltbarkeit (= Disposition einer Möglichkeit) und Schalten (= aktueller bzw. ex post festgestellter Vollzug). Schaltbarkeit kann streng genommen gar kein ontologischer Gegenstand sein. Eine Ontologie des Schaltens selber aber wäre entweder deterministisch oder sie bliebe auf die ex-post-Perspektive (also historisch Gewesenes) beschränkt.

<sup>11</sup> Dort mit Bezug auf Leroi-Gourhan. Für die Übersetzung (die Bruch impliziert) stützt sich Siegert (S. 103) auf Latour.

sondern im Kleinformate exemplifizieren, dass operative Ontologien – wie es provozierend heißt – »sich schreiben«, was wiederum Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie dann lediglich zu »beschreiben« hätten (S. 104). Das Wörtchen ›operativ‹ gewinnt damit einen Doppelsinn. Operationen werden studiert, sofern sie Seinswert erlangen. Aber auch eine Ontologie ›operiert‹ hier, indem sie sich gleichsam aus Kulturgegenständen ausliest oder vom beschriebenen Objekt her selbst exekutiert.

Schärft Kulturtechnikforschung hier einerseits schlicht ihre Findeverfahren, so drängt sich die Frage auf: Was leistet andererseits dann aber das Seinsvokabular? Warum der Überbau jener Renovierung von Medientheorie durch eine (wenn auch materialistisch gewendete) ›Ontologie‹? Wohlwollend könnte man vermuten: Es geht um eine Art Weckruf, ein neues ›Zu-den-Sachen!‹, eine posttranszendente Neo-Transzendentalität, die aber eben weniger ›Logie‹ sein will als Wirklichkeitswissenschaft.

Strenger gesprochen, erlaubt es die seinswissenschaftliche Geste, eine Rede vom ›Ontischen‹ zu adeln, die ein Unsichtbares ins Sichtbare einführt, über welches Kulturforschung in einer Art Quasi-Empirie sich beugen kann, um dabei weitgehend freihändig zu disponieren. In der Beschreibungsarbeit nicht über Sinnzusammenhänge, sondern über eine ›Infrastruktur‹ der Dinge zu sprechen, wirft einen Materialitätsbonus ab, der am Gegenstand aber kein Widerlager hat – denn *Gebrauchenkönnen* ist Wissenssache auch dann, wenn *Gebrauchsweisen* sich (entsprechende Schulung vorausgesetzt) an Dingen ablesen lassen. Im Moment der *Gebrauchbarkeit*, so scheint mir, insinuieren darüber hinausgehend die »operativen Ontologien« eine Art Innerlichkeit des Artefakts: Das technische Ding trägt seine korrekten *Gebrauchsweisen* kontextlos in sich. Zudem läuft man begrifflich in ein Unternehmen hinein, dem alte Zirkel drohen und das Probleme eines Wesensdenkens fortschreibt. Das Programm Ontologie wird unter umgekehrtem Vorzeichen auf sich selbst angewendet, um dann erneut ins Seiende einzuziehen, als könne man es als Ferienwohnung nutzen. Der so gewonnene Materialismus muss nicht erklären, was Materie ist. Und wiederum der Erstwohnsitz in der ontologischen Differenz erlaubt es, Tiefenhermeneutik mit einem Pathos der reinen Beschreibung ziemlich geschmeidig, aber – etwa mittels der Rede vom ›Schalten‹ – eher bildhaft zu verbinden.

## 2.2 Inwiefern Technik?

Technikmaterialismus – da sucht man überhaupt ein Konzept von Technik. Siegerts Hinweise auf die Degradierung nicht generell von Medien, sondern »*technischer Medien*« sind diesbezüglich irritierend. Gleiches gilt für die Formulierung: »in operativen Ontologien« würden »Operationen stets durch Dinge« als »Kulturtechniken« vollzogen (S. 101). Denn Ontologiebedarf wird im Text durchgehend nicht von Medientheorie oder an Medien im Allgemeinen durchbuchstabiert, sondern es wird eine pauschal »technisch« genannte Teilmenge des Medialen betrachtet, bei welcher wiederum eine Materialität zu zählen scheint, die zuvörderst in Gestalt technischer Objekte bzw. Dinge anfällt. Am Ende wirkt es so, als werde das »Technische« von Medien am Medium bzw. beim Mediengebrauch tatsächlich durchs Dingliche (Materielles, Substanz- oder Stoffhaftes) bestimmt. Eigentlich kann man es kaum glauben: Reduziert Siegert »Technik« – definitorisch – auf Dinge bzw. auf einen materiellen Kern? Aufs Gerät?

Für die Techniktheoretikerin wird die Lektüre von »Operative Ontologien« zur Geduldprobe. *Nicht* degradiert – ich halte mich nochmals an Siegerts Anfangspassagen – werde Technik dort, wo sie jenseits von ihrem bloßen Funktionieren auch noch »zeughaft« begegnet. Kurz darauf soll der Unterschied zum »natürlichen Ding« den (zu bedauernden?) Ausschluss von Technik »aus dem ontologischen System« erklären: Im natürlichen Ding sei es so, dass Form und Materie »zusammenwachsen, anstatt wie im technischen Bearbeitungsprozess aufeinander rekursiv appliziert und verschaltet zu werden« (S. 97). Form und Materie im aristotelischen Sinne seien Kategorien, »die überhaupt erst *von technischen Dingen* stammen« (ebd., Herv. v. Verfasserin) – in diesem Zusammenhang werden Simondons Überlegungen zur Individuation technischer Objekte referenziert (S. 98). Und ein Stück weiter heißt es: »Schaltungen« im auf der Linie des Textes »ontologisch« verallgemeinerten Sinn operierten nicht nur stets [!] im Medium der *res extensa*, sondern seien »unhintergebar in technische Dinge eingebettet, wo sie mediale Vorgänge realisieren« (S. 99). Der Abschnitt über Hybridobjekte schließlich beginnt mit dem oben schon anziitierten Satz: »Insofern in operativen Ontologien Operationen *stets durch Dinge vollzogen* werden, die *Kulturtechniken sind*, weil sie – rekursiv eingebettet in Praktiken – Unterscheidungen prozessieren, die einer historisch gegebenen Kultur zugrunde liegen [...]« (S. 101, Herv. v. Verfasserin)<sup>12</sup>

Alles in allem scheint es so erstens nicht nur bestimmter Vollzüge, sondern »stets« auch bestimmter Dinge zu bedürfen, um ontologische Operationen zu vollziehen, und zweitens scheint es eben am »Imspielsein« von *Dingen* zu liegen,

<sup>12</sup> Ich gebe zu, dass sich mir diese Textstelle mit wiederholter Lektüre zunehmend verrätselt hat. Ich komme auf sie im Abschnitt 2.4 (»Kulturtechniken«) nochmals zurück.

dass aus dem bloß Kulturellen ein Fall von »Kulturtechnik« wird. »Technik« verschwimmt im Text überhaupt mit jenem ontischen Element, auf dessen *re-entry* der Argumentationsgang abzielt und mit dem das »Operative« und die »Materialität« ineinander gleiten. Die Beispiele stützen das, soll heißen: Sie ergreifen Partei für das, was man sehen, anfassen und bedienen kann. Dinge oder (zugespißt) Schalter, nicht aber etwa Intellektualtechniken, sprachlich-rhetorische Techniken oder Körpertechniken scheinen zumindest paradigmatisch zu verkörpern, worum es der im Text vorgeführten Kulturtechnikforschung geht.

So erwächst aus der vorgeschlagenen Konfundierung von technischem Medium und Dingontologie eine Gefahr für den Technikbegriff. Weder von nichttechnischen Dingen (dem Materiellen, Substanzhaften) noch von Kulturtechniken performativen, vollzugsförmigen Zuschnitts ließe sich das »technische« Medium abgrenzen. Und ebenso fehlt ein Definiens für Technik, das nicht am Leitmotiv des Ontischen klebt und den damit verbundenen Vorstellungen – etwa derjenigen, das Technische sei bereits positiv gegeben oder wahrnehmbar.<sup>13</sup>

Wie sich der ontologische Anspruch mit den damit verbundenen Latenzmotiven zu einem Technikbegriff fügen soll, der sich aufs Materielle oder gar aufs manifeste Ding beschränken würde, bleibt insgesamt ebenfalls unklar. So scheint es in Siegerts Text vielleicht einfach an einem Technikbegriff zu fehlen. Die Analysen des dritten Teils (Vorhang, Medaillon) bestätigen diese Vermutung vielleicht, denn sie weisen eher in eine praxeologische Richtung, als dass hier der Ausdruck »Technik« noch an der Dingform hänge. Allerdings verzichtet Siegert in diesem Teil seiner Studie auf das Attribut »technisch« im Wesentlichen und verwendet den Begriff »Kulturtechniken« lediglich in einem weiten, techniktheoretisch unspezifischen Sinn.

## 2.3 Hybridobjekte und Quasi-Objekte

Technik auf dem Niveau von »Schaltbarkeit« oder genauer durch den mehr oder weniger sicher gelingenden Schaltvorgang zu bestimmen,<sup>14</sup> wirkt freilich nicht erst dann kurios, wenn wiederum im Letzten (in einem tieferen Sinne »ontisch«) das Ding dahinter zählen soll. Es fragt sich auch, inwiefern der Rekurs auf Latours

<sup>13</sup> So ist Technisches ja gerade nicht materiell einfach ›da‹, sondern erfordert etwa jenen Gebrauchs- und Sinnzusammenhang, an dem sich Fragen nach Kaputtheit entscheiden.

<sup>14</sup> Dass ein Ding oder Arrangement schaltbar ist, lässt sich ja nicht wahrnehmen, sondern nur ausprobieren. Insofern ist die »Schaltbarkeit« nichts Empirisches. Dass der größere oder kleinere, runde oder eckige Schalter, der die Möglichkeit des Schaltens verkörpert, als etwas Technisches wahrgenommen wird, bedarf vielmehr einer Vorgeschichte. Dies



»Hybridobjekte« bzw. Serres' »Quasi-Objekte« tatsächlich etwas zur Beantwortung der Frage beiträgt, wie Medientechniken Medien »operationalisieren« (S. 97).

Zunächst sind Hybrid- und Quasi-Objekt Termini, die geschaffen wurden, um durchaus unterschiedliche Formen einer möglichen Sinnbefrachtung von Dingen zu beschreiben. Hybridobjekte sind durch eine *Agency* bestimmt, die ihnen in einem praktischen Ermöglichungszusammenhang zukommt, der sie zu dem macht, was sie sind (Latour bestimmt dies als ontologischen Ermöglichungszusammenhang oder auch Effekt). Siegert greift dies im Blick auf das Beispielfeld Vorhang/Schleier ausdrücklich auf: Hybridobjekten oder *faitiches* komme auch im Rahmen »einer Theorie operativer und in Kulturtechniken eingebetteter Ontologien [...] eine Schlüsselfunktion zu« (S. 102).

Serres' Theorie des Quasi-Objekts hingegen – hierauf rekurriert Siegert einige Seiten später, im Zusammenhang mit dem Medaillon-Beispiel – liefert zwar auch ein Modell dafür, wie Dinge dergestalt in Zirkulationsspiele Eingang finden können, dass ihr Status gewissermaßen changiert: Anstatt immer bloß ein Ding zu sein, schlüpfen Quasi-Objekte in wechselnde Rollen oder spielen vielleicht sogar mehrere Rollen zugleich: werden zu Anzeichen, Marken, verkörpern einen Gebrauchswert oder werden sogar zu Symbolen, fungieren als Elemente von Zeichensystemen, die eigene Welten eröffnen. Vor allem aber stiften Quasi-Objekte Kollektive, indem und solange sie zirkulieren. Sie schaffen ein »Wir« – und verschwinden sogar, verlieren ihren Ding-Charakter, solange dies gelingt. Sie gehen dann ganz in der Zirkulation auf. Das zirkulierende Quasi-Objekt »macht das Kollektiv. Sobald es anhält, schafft es ein Individuum. Wenn dieses Individuum entdeckt wird, ist es tot.«<sup>15</sup> Paradigmen eines Quasi-Objekts sind bei Serres der Ball, die Spielmarke und das Geld: zeichenhafte Körper also, keine »technischen« Medien im engeren, Siegert'schen Sinn.

Siegert spricht von »intermediären Zuständen«, »durch die sich Passagen zwischen heterogenen Seinsbereichen öffnen« (S. 103). Eben dergleichen sei für die historische Kulturtechnikforschung interessant, denn etwa Fleischwerdung des Worts oder die Transsubstantiation in der Eucharistie seien »im Ontischen operierende ontologische Prozesse«, die »heterogene Seinsbezirke koppeln« – etwa Heiliges und Profanes, Sein und Symbol (ebd.).

Der zitierten Stelle zufolge wären also die Dinge, in dem Maße, wie sie als Hybrid- oder Quasiobjekte fungieren, selbst als »Operationen« anzusehen, nun allerdings aber Operationen, die nicht bloß »Dingmaterie und Zeichenmaterie«

---

ist technikphilosophisch einer der vielen guten Gründe dafür, Technik nicht als Ding oder als materielle Form zu bestimmen, sondern beispielsweise als »Erwartung«, vgl. Andreas Kaminski: Technik als Erwartung. Grundzüge einer allgemeinen Technikphilosophie, Bielefeld 2010.

<sup>15</sup> Michel Serres: Der Parasit (1980). Frankfurt am Main <sup>2</sup>1984, S. 346.

oder den Einzelnen und das Kollektiv, sondern eben »Seinsbezirke« zusammenbringen – und auch nicht ineinander übergehen lassen, sondern »koppeln«. Aus meiner Sicht haben wir so, vielleicht auch nur qua Wortwahl, zwei Weichenstellungen (oder Quasi-Thesen) vor uns: Erstens soll es, auch wenn im Text an einer Stelle von »Passagen« die Rede ist (S. 103), wohl nicht um gleitende Phasenübergänge gehen, über welche hinweg das Objekt seinen Objektstatus graduell – also mehr oder weniger – verliert (so schildert es Serres),<sup>16</sup> sondern um ein Objekt, das als Ort des »Schaltens« umso klarer gerade doch auch materielles Objekt bleibt, das nur so-oder-so kann, das kippt.<sup>17</sup> Und zweitens setzt das Bild des »Koppeln« die beiden zu koppelnden Elemente oder Bezirke bereits voraus, ganz anders als das unförmige Stück, das durch eine Bewegung, in welcher es zur Spielmarke, zum Zeichen wird, sowohl ein spielendes Kollektiv als auch die spielenden Individuen – und damit Differenzen, welche vorher nicht da waren – erst schafft. Drittens zeigt Serres' Theorie des Quasi-Objektes, dass Quasi-Objekte nicht als Dinge bereits Quasi-Objekte sind (also etwa durch bestimmte technische Eigenschaften ihren Status sichern können). Wer keine Münze hat, kann auch mit einem Papierschnipsel oder sogar durch das Weiterflüstern eines Wortes »Taler, Taler du musst wandern« spielen. Und selbst das kostbare Medaillon, welches die zwei Körper der Königin zeigt, mag eine unkundige Person als bloßen Behälter auffassen und auch so betätigen.

Es fällt folglich auf, wie das kulturtechnikhistorische Freilegen von im »Ontischen operierenden« ontologischen Prozessen selbst bereits sowohl das Schema ontisch/ontologisch zurückprojiziert als auch, um das Funktionieren bzw. das »Operieren« der Dinge zu illustrieren, um die es gehen soll, geordnete Seinsbezirke trennt (etwa jenen im Medaillonbeispiel genutzten Dualismus von Sein und Symbol). Das »Intermediäre« erscheint so residual. Es wäre stets nur die Irritation, die Ausnahme einer vorab (und regulär) hingegen auf Systeme fester (repräsentativer) Trennungen eingestellten Kultur, die »technisch« erst würde, sofern Artefakte »schalten«. Abschließend ist im Text dann allerdings doch noch einmal von einem »Kontinuum« aus »Operationen der Verschaltung von Gefügen« die Rede (S. 113). Dass im Kontext eines sehr generell gefassten sinnhaften Kontinuums Quasi-Objekte gemäß Normalitäten oder auch expliziten Spielregeln für

<sup>16</sup> Serres zufolge wird das Quasi-Objekt sogar zum Subjekt oder mindestens »Quasi-Subjekt, durch das ich Subjekt bin«. Serres: Parasit (wie Anm. 15), S. 348; vgl. auch: »Der Ball ist Subjekt des Körpers, Subjekt der Körper und fast Subjekt der Subjekte«. Ebd., S. 347.

<sup>17</sup> Wenn Siegert mit Serres auf das Fallbeispiel des Medaillons zu sprechen kommt, interpretiert er das Artefakt als eine Art schaltbare Doppelinkarnation der Regentin – zur These passt dies perfekt. Mir will aber scheinen, mit den bei Serres gezeichneten Szenen des Ball- oder Spielsteingebrauchs verhielte es sich anders, hier werden aus Objekten auf bruch- oder nahtlose Weise qua Bewegung abstrakte Bänder.

Registerwechsel sorgen, ergibt eine nachvollziehbare These. Dass die fraglichen Objekte dies aber als Dinge tun, die auf »Seinsbezirke« sowie auf die Leitdifferenz Seiendes/Sein verweisen, scheint mir die Diagnose unnötig zu verklumpen und ist nur begrenzt plausibel.

Serres jedenfalls interessiert sich gerade für die stufenlos skalierbare, semi-mediale Rolle von Dingen: Die Spielmarke ist mal mehr Objekt, mal mehr Zeichen, sie schaltet nicht, sondern leistet zwanglos-gleitend eine Vermittlung, die buchstäblich zugleich arbeitet und spielt, nämlich Regeln ins Werk setzt. Latour hat den Gedanken vom Objekt als Quasi-Subjekt (das soziale Individuen auszeichnet) zur Idee einer Täterschaft (*agency*) von Dingen verschärft. Zumindest Serres hat jedoch niemals die Materialität oder gar Technizität von Objekten zur latenten Hauptsache seiner Theorie zirkulierender Quasi-Objekte gemacht, und mir will scheinen, seine Überlegung kommt auch ohne jeden Rekurs auf ontologische Sphären aus.<sup>18</sup>

## 2.4 Kulturtechniken

Würden Techniken bzw. »technische Medien« von einer Materialität der Dinge her bestimmt werden müssen, so gefährdet dies schließlich wohl auch den – ohnehin latent tautologischen – Begriff der Kulturtechniken selbst. Denn entweder reduzierten sich dann Kulturtechniken auf das Feld der Interaktion mit Dingen, auf das Hantieren gegenständlicher Objekte, oder es würde im Grunde alles mit allem zu einem universal gewordenen Technik-, Kultur-, Sinnproduktions- oder Seinsbegriff verschmolzen, der keinerlei Unterscheidungs- oder Bezeichnungswert mehr besitzt. Im ersten Fall fragt sich sowohl, ob es vielleicht nicht immaterielle, aber doch »dingfreie« Techniken (Körpertechniken, Sprachgesten, Denk- und Merkverfahren, Manipulation von Affekten) dann gar nicht gibt, als auch, ob (und wie) über mögliche »Naturtechniken« wohl gesondert nachzudenken wäre. Im zweiten Fall fragt sich schlicht, wo der Terminus im Unterschied zu seinen vielen Konkurrenten hinzielt. Vielleicht soll er dann vor allem anzeigen, dass »Kulturtechnikforschung« sich als *kulturwissenschaftliche* Technikforschung versteht.

Siegert bietet tatsächlich – und dieses auf der zweiten, der universalisierenden Linie – eine philosophische These, so etwas wie eine allgemeine Ausdruckstheo-

---

<sup>18</sup> Es sei im Übrigen darauf verwiesen, dass Serres dem Thema Technik in *Der Parasit* ein gesondertes Kapitel widmet. Er charakterisiert dort triviale, aber auch nicht triviale Maschinen als die Ersetzung einer Relation durch eine starre (und in eben diesem Punkt stör anfällige) Verbindung. Serres schlägt also in Sachen Technik einen Zugang ganz abseits der Theorie des Quasi-Objekts vor. Vgl. Serres: *Der Parasit* (wie Anm. 15), S. 94 ff.

rie, die an Dilthey erinnert oder den frühen Merleau-Ponty. Auf einer Ebene unterhalb von vorbegrifflichen Praktiken wie Schreiben, Rechnen, Zeichnen, so ist zu lesen, »betrifft das Konzept der Kulturtechniken den Primärvorgang der Artikulation als solchen« – und dann weiter: Zeichenpraktiken ruhten »auf einem primären kulturtechnischen Prozess der Artikulation« (S. 99).

Ich spare mir polemische Bemerkungen gegen die Begriffsmetapher »Ausdruck«, die einerseits unvermeidlich eine Innerlichkeit evoziert, welche »sich« ausdrückt, andererseits ihre Herkunft aus einem metaphysischen *creatio-ex-nihilo*-Denken nicht abstreifen kann; auch »Artikulation« zu sagen, ändert an diesen Problemen nichts.<sup>19</sup> Wichtiger scheint mir die Frage, was Kulturtechniken sind und wie Kulturtechnikforschung als epistemisches Projekt dann überhaupt zu verstehen wäre. Sobald man den sinnhaften Primärprozess, die Form ›Sinn‹ überhaupt, als »kulturtechnischen Prozess« bestimmt, läuft die vorgeschlagene Neueinstellung auf »operative Ontologien« wohl auf eine Art Medienkulturtechniken denken als *prima philosophia* hinaus.

Ob die Kombination einer Praxistheorie der »Artikulation« und einer Ontologie von »Ding« und »Schaltung« hier aber – gerade wenn es ja in einer phänomenologisch aufgeschlossenen Form auch um den empirischen Zugang zu Kulturgegenständen, Techniken und Medienpraktiken gehen soll – überhaupt eine methodische Gegenstandsbegrenzung erlaubt? Jedenfalls ist »Kulturtechnik« ein epistemologisches Passepartout. Dies ist weniger ein Problem, weil man im Zeichen des Worts dann nahezu alles tun und jegliche Form der explorativen Neugier legitimieren kann, als weil es den spezifischen materialistischen Impetus, um den es dem Technikmaterialismus doch zu tun ist, nicht mehr eingrenzen und damit auch nicht mehr begründen kann.

Sicher ist es vergnüglich, vor-elektronische Epochen nach »Schaltbarem« zu durchforsten, nach »Dingen, die Kulturtechniken sind« – ob nun, weil sie »ontologische« Operationen vollziehen oder weil sie Techniken sind oder weil sie in die für eine jeweilige »Kultur« besonders grundlegende Praktiken eingebettet sind.<sup>20</sup> Man wüsste aber gern, was daran – von der »Kulturtechnik« her gesehen – das fachlich Dringende, um nicht zu sagen: was neben den vielen anderen Spielarten einer möglichen Kulturforschung das wissenschaftlich Zwingende ist.

<sup>19</sup> War es Luhmann, der einmal anmerkte, ›Ausdruck‹ lasse ihn stets an ontologische Zahnpasta-Tuben denken?

<sup>20</sup> »Insofern in operativen Ontologien Operationen stets durch Dinge vollzogen werden, die Kulturtechniken sind, weil sie – rekursiv eingebettet in Praktiken – Unterscheidungen prozessieren, die einer historisch gegebenen Kultur zugrunde liegen [...]« (S. 101). Die Stelle lässt alle drei Deutungen zu.

### 3. Fazit

Die angeführten Punkte betreffen, das sei nochmals deutlich gesagt, nicht die Vorhänge und die Medaillons, also die aus meiner Sicht glänzende phänomenologische Analysearbeit einer Medienwissenschaft, für die Siegerts Arbeiten ebenso stehen wie die eindrucksvolle Studie von Lorenz Engell zum Diorama in diesem Heft.<sup>21</sup> Ich habe auch Sympathie dafür, dass Medientheorie sich weigert, Artefakte allein gemäß dem klassisch-hermeneutischen, an der Lektüre und Interpretation schriftsprachlicher Aussagen geschulten Paradigma aufzuschlüsseln, stattdessen vielmehr (wie die Diskursanalyse, Rhetorik, Bildforschung, Spiele-Analyse und andere ja auch) Körperkräfte und Performanz von Zeichenpraxis ins Licht rückt und somit auf eine insistente Weise am Materiellen hängt.

Dennoch überzeugt mich der vorgelegte Fundierungsversuch durch »operative Ontologien« nicht. »Seinsgrund redivivus!« könnte man rufen, dies ist aber ebenso wenig zentral, wie es eine bloße Forderung wäre, auf das O-Wort zu verzichten. Ich möchte vielmehr vorschlagen, die Annahme preiszugeben, es gebe überhaupt »ontologische Unterscheidungen« – und zwar zugunsten der Vorstellung eines Vorrangs der Übergänge auch dort, wo es ums Reale geht. Es ist eben nicht gesagt, dass sich Erfahrungen nicht auch aus Formen und Gestalten heraus zu Ordnungen fügen können, deren Wirklichkeitswerte lediglich *mehr oder weniger* von dieser Welt sind und die also umstrittenen Wirklichkeitswert haben. Wäre es so, lenkte das Schema von den Dingen als Zwischenstücken zwischen »Seinsbezirken« ohne Not ins Holzschnitthafte hinein. Ontologien sind zwar nichts Schlimmes. Sie sind nur eben philosophisch witzlos. Eben deshalb lasse man nach kurzem Probetrieb doch besser wieder von ihnen ab.

---

<sup>21</sup> Dass ich den Text von Lorenz Engell hier nicht ausführlicher diskutiere, hat mit einem hohen Maß an Übereinstimmung mit seinen Überlegungen zu tun, vgl. Lorenz Engell: Versetzungen. Das Diorama als ontographische Apparatur, in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung 8/2 (2017), S. 79–93. Mit der von Engell gewählten grundbegrifflichen Orientierung an den *gerade nicht* einfach »ontologischen« Überlegungen des späten Merleau-Ponty vermeidet er jedenfalls, was ich Siegert hier entgegen halte.